

Roland Berbig
Berlin

DDR-Literatur an der Universität in Lehre und Forschung nach 1990. Ein Erfahrungsbericht.

DDR-Literatur war die Literatur des Landes, in dem ich aufgewachsen bin. Das Land war in meiner Kindheit, Jugend und den folgenden zwei Jahrzehnten definiert über den Staat, der 1949 die Gründung der *Deutschen Demokratischen Republik* erklärt hatte. Es war die Literatur, die mich in der Kindheit gar nicht interessiert hatte (sehe ich von dem Buch *Alfons Zitterbacke* ab, das mich zeitweilig amüsiert hatte), die mir während der Schuljahre gleichgültig blieb, und die noch während der ersten Semester meines Germanistik-Studiums nicht viel mehr als beiläufig aufgenommen wurde – begleitet von Ausnahmen, die aber mit Heinrich Böll und Max Frisch nie und zu keinem Zeitpunkt mithalten konnten. Mein erstes Interesse begann, als ich hörte, daß das Nachfolge-Buch der *Aula* von Hermann Kant nicht veröffentlicht werden dürfe, was mich wunderte, weil ich ihn als Schulautor kennengelernt hatte. Nach und nach (das Tempo erhöhte sich Mitte der siebziger Jahre rasch) fügte sich eine DDR-Autorinnen- und Autoren-Gruppe zusammen, für die ich Interesse aufbrachte, weil sie für politische Konflikte stand: im weitesten Sinne. Nicht die jeweilige Spezifik des Widerspruchs, nicht sein politisch genau definierter Charakter fesselte mich, sondern der Umstand an sich. So wie Marx für mich ein freiwillig zu lesender Autor wurde, als meine westdeutschen Cousins sich bei uns seine Bücher bestellten, so wirkten Gerüchte auf meine Lust an und auf DDR-Literatur. In Berlin an der Humboldt-Universität war ich dann während der Studienjahre 1974 bis 1981 der Gerüchteküche nahe, ich habe, noch immer nicht mit der letzten Aufmerksamkeit, aber mit wachsender Wachheit, beobachtet, wie der Umgang mit der DDR-Literatur erfolgte. Die Geschichte, auf die das Themenheft der vorliegenden Zeitschrift Kurs nimmt, beginnt vielleicht in diesen Jahren. Sie läßt sich nicht anders als politische Geschichte schreiben, als Fraktionskämpfe innerhalb des politischen Gefüges der DDR, in den Parteigruppen (denen ich nie angehörte) und auch außerhalb der SED-Strukturen. Was mir als Abiturient aufgefallen war, fand seine Entsprechung auf der „Königsebene,“ Namen von Lehrenden wurden gehandelt über den Wert ihrer Beziehungen zu diesem oder jenem Autor, der in diesem oder jenem Verhältnis zur offiziellen Macht stand. Ich gestehe, daß mir – rückblickend – dieser Wertmaßstab alles andere als geheuer ist. Erleichtert las ich vor einiger Zeit die Poetik-Vorlesungen von Jurek Becker, die er an der Frankfurter

Universität gehalten hat und in denen er diesen Sachverhalt so erfrischend wie präzise beschreibt. Die Konsequenzen dieser Sondierungen – denn um nichts anderes handelte es sich – wirkten bis in die Wendezeit 1989/90 und sie wirken noch heute. Als ich meine Diplomarbeit über Günter Kunert schrieb, wurde ich einerseits durch meine Betreuerin angehalten, beständig die Daumen zu drücken, daß Kunert noch bis zum Abschluß der Untersuchung seinen Ausreiseantrag zurückhalte – und gleichzeitig reichte die Angabe meiner Arbeit, um klassifiziert zu werden: mit nicht recht verdienter Sympathie und mit gleich unberechtigter Skepsis. Das setzte sich bei der Dissertation fort, die ich über die Hölderlin-Rezeption in der DDR-Lyrik verfaßte, mehr schlecht als recht. Ungewandt in der Besorgung von nötiger Literatur, die nicht in der DDR erschienen war, und taktisch unbeholfen, die geeigneten Wendungen zu finden, die mein eigenes Urteil sowohl in ein aushaltbares Anspannungsverhältnis zur offiziellen Seite als auch in ein korrespondierendes zur „Liebhaber“-Seite zu bringen vermochte, führte diese Schrift dazu, daß ich mich in der wissenschaftlichen Arbeit von diesem zweifelhaften Gegenstand trennte. Bei dieser Gelegenheit löste ich auch Verbindungen zu denen, die ihn lehrten. Hätte ich, frage ich mit Blick auf die damals bevorstehende Karriere, die dieser Gegenstand – nämlich die Literatur der DDR, die in ein legitimates und zugleich verteufteltes Spannungsverhältnis zur Staatsmacht geriet – im letzten DDR-Jahrzehnt international erwartete, besser getan, bei der Stange zu bleiben? Ich habe mir nach 1989/90, als die Gelegenheit günstig war, nicht mehr die Mühe gemacht, zu rekonstruieren, wie dicht und wie verwickelt das Netz war, das aus Teilen der „DDR-Literatur“ stabil geknüpft worden war. Längst war die Karriere dieser Literatur, ihre Institutionalisierung und Personalisierung, auch eine von denen geworden, die sich mit ihr befaßten – in Ost und West. Daß dieses Netz meine Lektüre und die Auswahl „meiner“ Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus der DDR beeinflusste, von denen bald immer weniger dort lebten, ist unbezweifelt. Die Geschichte, die sich dahinter verbirgt, wird ungeschrieben bleiben.

Natürlich: Hier ist nicht meine vielleicht exemplarische, kaum originelle literarische Sozialisation nachzuzeichnen. Nur sind Andeutungen dieser Art nötig. Einige meiner damaligen Dozenten sind heute Professoren an unserer Universität, sie stehen für diesen Gegen-

stand und sind gleichermaßen sein Produkt. In ihnen schreibt sich eine Entwicklung fort, die unter dem Begriff "DDR-Literatur" gefaßt wird. Daß ihnen aus dieser langen Geschichte eine Unmenge Material, eine Unmenge Wissen und eine Unmenge Kompliziertheiten zugewachsen ist, versteht sich. Sie haben teil an der Neubestimmung eines "DDR-Literatur"-Kanon, sie hatte es partiell schon einmal. Die Aufgabe hat sich verändert, sie ist schwieriger geworden, das Bedingungsgefüge komplexer. Der Vorgang hat keinen kollektiven Charakter, aber er erschöpft sich auch nicht in einem Akt individueller Kompetenz. Ich kann nicht darüber befinden, inwieweit dieses nicht ganz gewöhnliche Doppelverhältnis mitreflektiert, thematisiert und problematisiert wird.

Die Wege, die die Lehrenden gehen, schreiben Forschungsgeschichte und sind auf ihre Weise Bestandteil eines umfassenden Vorganges, für den noch nicht das gültige Wort (Vereinigung, Wende und Nachwende, deutsche-deutsche Historik etc.) gefunden ist. Ihr Blick geht zurück in die ersten Jahre nach 1945, als die DDR-Literatur, von der hier geredet wird, noch nicht existierte und nicht zu denken war, oder er wendet sich den Autorinnen und Autoren zu, die aus dem kaum differenzierbaren Feld der "autonomen Literaturszene der DDR" hervorgingen. Die Neigung, einzelne Schriftsteller einzugemeinden in das kaum theoretisch verhandelte Gebiet der "deutschen Literatur," ist so groß wie berechtigt. Ohne es ausgezählt zu haben, dominiert in den Lehrveranstaltungen die frühere DDR-Literatur mit ihren klassischen Vertretern und Themen (Christa Wolf, Franz Fühmann, schreibende Frauen u.ä.), während die westdeutsche Literatur über eine nicht viel mehr als Sparflammen-Existenz hinauskommt. Will man Bewegungsrichtungen daraus abstrahieren, ergeben sich zwei: 1) der Weg in die Historisierung des Gegenstandes, wobei mit der Vorgeschichte begonnen wird, und 2) der Weg in die Aktualität, der erlaubt, die zurückführenden Fäden aufzunehmen und für Erklärungen zu nutzen. Beide Richtungen stoßen auf Interesse bei den Studierenden und auf Bereitwilligkeit von Stiftungen, sie zu unterstützen.

Eine dritte Tendenz setzt auf Archiv-Arbeit. Mir erscheint sie aus meiner Lebens- und Berufsgeschichte heraus als die angemessene. Ihr haftet, wie gewohnt, ein Hauch Positivismus an, und die Zähigkeit, mit der sie nur ihre Ergebnisse bereitstellen kann und will, läßt sie – mag sein – hoffnungslos ins Hintertreffen geraten. Sie geht von der Skepsis aus, mit neuen Paradigmen die alten über die DDR-Literatur rasch und gründlich abzulösen. Sie mißtraut sich selbst und dem, was man landläufig über den Gegenstand weiß. Immer wieder findet sie sich wieder in Mikrostrukturen, die heillos in schwindlige Tiefen ziehen, wo kaum noch ein Licht hingelangt und spektakuläres Wissen nicht zu erwarten ist. Ihr Vermark-

tungswert, auf den es ankommt, ist gering, obgleich von Ignoranz ihm gegenüber die Rede nicht sein kann.

Soll hier eine These, die in der einen oder anderen Lehrveranstaltung verfochten wird, formuliert werden, dann könnte sie lauten: Die DDR-Literatur läßt sich in ihrer Beschreibung weder als homogenes Gebilde erfassen, noch erlaubt sie die Isolierung von der Literatur der BRD. Sie ist ein Phänomen von Texten, deren Beschreibung ohne Detailkenntnis des stattgehabten literarischen Lebens unmöglich ist. Die scharfe Markierung von Ost-West verdunkelt, die Verbindungen zwischen Ost und West (personell, institutionell, thematisch etc.), von denen wir nicht viel mehr als eine Ahnung haben, erhellen. Sie könnten für Transparenz sorgen, die zu wünschen ist.

Ich bin in eine Gegenstandsdiskussion geraten. Das ist nicht gewollt, und ich bin dazu nicht befugt. Der Blick aus den Vereinigten Staaten auf die zur Rede stehenden Erscheinungen erfordert ja die Selbstreflexion vieler, auf die wiederum ich gespannt wäre. Der Versuch, aus der Innenperspektive Problembereiche zu markieren, kann – wie ich angedeutet habe, nur über ein Verfahren kritischer Selbstanalyse erfolgen. Zu den Fakten des hiesigen Universitätsalltags, auf die der amerikanische Leser Anrecht hat, gehört selbstverständlich mehr, als ich bisher notiert habe: die Angebote zur Kinder- und Jugendliteratur der DDR-Literatur (überdies als Forschungsprojekt, an dem ehemalige DDR-Wissenschaftler beteiligt sind), Veranstaltungen zur "Wende"-Literatur, zu Uwe Johnson (der natürlich ein in jeder Hinsicht für das Thema bemerkenswerter und "ergiebig" Autor aus der DDR ist), öffentliche Lesungen von Berliner Schriftstellerinnen und Schriftstellern (Ost und West), Seminare zur "Prenzlauer-Berg-Szene" und was aus ihr geworden ist (Interviews, Analysen) und eher literatursoziologische und -politische Rekonstruktionsversuche (wie z.B. zur Literatur der endvierziger, beginnenden fünfziger Jahre, der Rolle des Schriftstellerverbandes und anderer kultureller Institutionen, parteipolitische Hintergründe im Fall der Ausbürgerung Wolf Biermanns) u.s.w.

Die DDR-Literatur ist die Literatur des Landes, in dem ich aufgewachsen bin – und das es als staatliches Gebilde nicht mehr gibt. Für die Studierenden, die mit jedem Semester an unsere Universität kommen, ist die um 1990 unerläßliche Frage "Woher kommen Sie?" längst zur Last und – mehr noch – zu einer Zumutung geworden. Die meisten von ihnen waren 1989/90 11, 12 Jahre alt, und ich könnte, mit Gesine Cresspahl aus Johnsons *Jahrestage* sagen, "Wo ich her bin das gibt es nicht mehr." Ihnen haben sich Fernsehbilder eingeprägt. Über die DDR reden sie in den eingefrorenen Wendungen, die sich über sie im allgemeinen Umgangsgespräch durchgesetzt haben. Ihre Neugier erwacht, egal ob sie aus Lindau oder Ilmenau kommen, wenn

Lebendiges zur Sprache kommt, wenn das Leben, das sie führen, das ihre Eltern, Verwandten oder Bekannten quält oder freut, das mit dem Alltag in seinen vielgestaltigen Alltäglichkeiten zu tun hat, durchscheint und Gestalt gewinnt in der Literatur und ihren Vermittlungssphären, über die gemeinsam verhandelt wird. Mir geht es nicht viel anders als ihnen. Ich kann, wenn ich eine Veranstaltung zu Uwe Johnson anbiete, einiges von dem, was hier berührt wird, zum Sprechen bringen und über meine Geschichten eine Geschichte vermitteln, die auch eine der DDR, aber immer mehr noch meine eigene bleibt. Die Welt über die wir zu reden haben, ist aus jeder Perspektive und immer anders fremd. Die Studierenden wissen anderes als ich, sie wissen mehr und weniger zugleich. Mein persönliches, mein autobiographisches Wissen, ohne das ich große Teile des Werks von Johnson nicht bedenken kann, verflochten sich mit dem Gegenstand des Seminars. Überlegenheit verschafft es nicht, zur Differenzierung trägt es bei – wenn es gut geht, auf unverwechselbare Weise. Über diese Momentaufnahme hinaus, die nicht mit dem öffentlichen Diskurs über “DDR-Literatur” und “DDR,” aber an seiner Beschaffenheit eine Winzigkeit mitwirkt, ist nicht zu gelangen. Die Vorstellung, eine Literaturgeschichte der DDR lasse sich jeweils alle paar Jahre aktualisieren und nun gar zum Abschluß bringen, ich gestehe es, sie ist mir suspekt. Keine Publikation zu diesem Thema hat mich in jüngster Zeit so den Kopf schütteln lassen wie die erweiterte Neuauflage der *Kleinen Literaturgeschichte der DDR* (1996) von Wolfgang Emmerich.

Die Notwendigkeit kontinuierlicher Auseinandersetzung an der Universität mit der deutschen Literatur, die in den letzten vierzig, fünfzig Jahren aus der “literarischen Region DDR” entstanden ist und entsteht, muß nicht betont werden. Ich erlaube mir, abschließend meine Maßgaben formelhaft zu notieren, unter denen für mich diese Beschäftigung nur Sinn macht: 1. Jeder, der DDR-Literatur lehrt, muß sein Verhältnis zu dem Land und zur Geschichte, die er mit der Literatur dieses Landes hat, reflektieren. Diese Reflexion ist entscheidend. Von ihm hat alles weitere auszugehen. 2. Jede Beschäftigung mit DDR-Literatur muß ihrer isolierten Betrachtung gegensteuern und sie auf neue Weise “gesamtdeutsch” begreifen. 3. Die DDR-Literatur muß als eine Forschungsquelle verstanden werden, die noch fließt, von deren Geheimnis noch nicht allzu viel bekannt ist. 4. Den Arbeiten über die DDR-Literatur ist genau auf “die Finger” zu sehen, wer hat sie wann unter welchen Umständen und unter welchen Orientierungen verfaßt. 5. Zwischen dem “offiziellen DDR-Literatur-Diskurs,” dem also, an dessen Dominanz auf institutionalisierte Form gearbeitet wird, und dem jeweilig eigenen Zugang und der eigenen Intention ist eine scharfe Scheide zu ziehen. 6. Vor dem Geschichte-Schreiben kommt das Geschichten-Erzählen.

7. Und die Hauptfrage: Warum und zu welchem Zweck soll in dem jeweils konkreten Rahmen über DDR-Literatur geredet, geschrieben und diskutiert werden? Die Arbeit mit der DDR-Literatur an den Universitäten wird dann zu haltbaren Ergebnissen führen, wenn sie also gewissenhaft Selbstmitteilung und -reflexion einbezieht und von der Gewißheit ausgeht, daß vor den Definitionen und vor den Schlußformeln die Lasten und Freuden von Lektüre und aufwendiger Recherche stehen.